Worte scharf wie Messer

Die Schwedin **Anna Clarén** (Jahrgang 1972) hat mit „Holding“ und „Close to home“ Fotos aus ihrem privaten Umfeld gezeigt, die wie leicht verblasste Aufnahmen aus Fotoalben wirken und in deren Leichtigkeit immer auch eine Schwere und Melancholie mitschwingt. Für ihr neues Buch „When everything changed“ hat Clarén ihr Leben mit einem autistischen Kind verarbeitet.

Anna Clarén, Foto: © Erik Lindeman

Alles Fotos: us der Serie: „When everything changed“

ProfiFoto: Du hast eigentlich Fotojournalismus studiert, oder?
Anna Clarén: Ja, mit Anfang 20 habe ich Fotojournalismus an der Nordens Fotoskola Biskops Arnö in der Nähe von Stockholm studiert und habe dann zehn Jahre lang als Presse- und Stock-Fotografin gearbeitet, um damit mein Geld zu verdienen. Dann bin ich Leiterin der Schule geworden, an der ich selbst studiert habe.

Das ist interessant, denn deine persönliche Arbeit hat mit Fotojournalismus überhaupt nichts zu tun.
Ganz genau. Ich habe in einem Artikel über mich gelesen, was ich mache. Darin wurde meine Fotografie als „private Dokumentation“ bezeichnet. (lacht)

Stimmst du dem zu?
Vielleicht. Ich habe meine Wurzeln darin und natürlich bekomme ich meine Inspiration aus dem, was wirklich um mich herum passiert. Ich sitze nicht zu Hause und habe eine Idee und gehe in mein Studio, um das dann zu inszenieren. So arbeite ich nicht. Ich werde von der realen Welt und dem realen Leben, die mich umgeben, inspiriert. Insofern ist es eine Art von Dokumentation, die ich mache.

Ist es schwer für dich, zwischen Fotojournalismus und deinen privaten

Projekten zu wechseln oder passiert es ohnehin parallel?
Allein technisch ist es unterschiedlich. Als Pressefotografin habe ich mit einer professionellen DSLR gearbeitet, aber für meine eigenen Projekte habe ich meine alte, analoge Hasselblad. Ich fotografiere seit meinem neunten Lebensjahr, aber natürlich nur für mich und damals noch mit einer sehr billigen Kamera. Aber im Grunde hat sich nichts geändert: Wenn ich meine Hasselblad in die Hand nehme, weiß ich, dass ich das nur für mich mache. Niemand kann mir sagen, was ein gutes Foto ist – und noch nicht einmal ich kann es. Es ist meine Art zu registrieren, was ich fühle, wenn ich in der Welt unterwegs bin.

Ich weiß nicht, ob es fair ist, das miteinander zu vergleichen, aber wenn ich an schwedische Fotografen denke, fallen mir zuerst Anders Petersen, Christer Strömholm und JH Engström ein. Das sind alles Männer, die sehr düster und in schwarzweiß fotografieren. Und dann gibt es dich und auch Jenny Rova, die gerade erst ein Buch mit Fotos all ihrer Ex-Freunde veröffentlicht hat. Vielleicht ist es ein Klischee, aber schwedische Fotografinnen arbeiten sehr viel persönlicher.
Anders Petersen und Christer Strömholm arbeiten auch sehr persönlich, aber sie sind einfach sehr viel dunkler. Sexueller. Sie haben eine andere Energie, sie sind suchend, rastlos. Meine Bilder sind viel ruhiger. Und kälter.

Kälter?
(lacht) Vielleicht nur bei den Farben.

Ja, das kann sein. Aber deine Themen und deine Ästhetik sind nicht kalt. Als du „Holding“ 2006 veröffentlicht hast, habe ich an Fotografie aus Japan denken müssen.
Rinko Kawauchi! Ich liebe sie. Ich glaube, es war 2005, als ich beim Fotofestival in Arles die Arbeiten von Rinko Kawauchi zum ersten Mal gesehen habe und es hat mich einfach umgehauen. So etwas hatte ich noch nie zuvor gesehen.
Es war das gleiche Jahr, indem ich auch meine Fotos für „Holding“ gemacht habe.

Ich habe mich gerade gefragt, ob es eine typische schwedische Fotografie gibt und merke gerade im Vergleich mit der japanischen Fotografie und ihren großen Namen wie Daidō Moriyama und Shōmei Tōmatsu, ob es nicht viel eher eine männliche und eine weibliche Fotografie gibt.
Ich finde, das ist eine sehr interessante Frage, ich weiß nur nicht, ob ich sie beantworten kann. Meinen Studenten versuche ich immer zu vermitteln, dass sie herausarbeiten sollen, was typisch für sie ist – nicht für mich. Sie sollen also ihren eigenen Blick entwickeln und nicht meinen nachahmen. Aber natürlich schauen Studenten zu ihren Lehrern auf und vielleicht machen manche meiner Studenten am Anfang auch Fotos, die ein bisschen wie meine aussehen. Ich hoffe aber sehr, dass sie ihren eigenen Weg finden. Das Fantastischste an Kunst und Fotografie ist, dass sie genauso einzigartig ist wie jeder von uns einzigartig ist – du musst nur finden, was Einzigartiges in dir steckt. Und deshalb liebe ich es, Lehrerin zu sein. Ich bin so neugierig, was meine Studenten machen. Wer bist du? Oh, du hast Humor! Ich will diesen Humor in deinen Bildern sehen. Du hast eine Traurigkeit in dir? Darf ich bitte diese Traurigkeit in den Fotos sehen? Andersherum wäre es ja auch total langweilig, bloß Kopien anderer Künstler herzustellen.

Welche Fotografen haben dich zu Beginn deiner Karriere beeinflusst?
Christer Strömholm. Ich kann ihm gar nicht genug Ehre zukommen lassen! Ich habe seine Bilder gesehen als ich noch sehr jung war und seine Art, auf Dinge aus der Außenwelt zu schauen und dabei doch seine Innenwelt zu meinen – es geht um das Gefühl ein menschliches Wesen zu sein. Er hatte einen enormen Einfluss auf mich. Und natürlich auch Anders Petersen. Ich muss aber auch Diane Arbus erwähnen. Sie hatte einen sehr feinen Humor. Sie schaute auf die Welt und alles um sie herum war absurd, so dass wir lachen müssen. Aber wir lachen niemals über die Menschen, die sie uns zeigt, sondern mit ihnen.

Dein Projekt „Holding“ war ein sehr persönlicher Zugang zur Welt und unser Zugang zu deiner Welt. Deine Arbeit „Close to home“, die 2013 als Buch erschien, sowie deine ganz neue Arbeit „When everything changed“ haben andere Schwerpunkte, aber sie haben im Grunde ein ähnliches Thema und ein sehr ähnliches Grundgefühl. „Holding“ ist über deine Familie und Freunde und es geht um körperliche und emotionale Nähe, die aber kaum jemand in dem Buch wirklich hat – fast alle sind auf Distanz zueinander. In deinem zweiten Buch „Close to home“ gibt es diese Nähe, du hast damals selbst eine Familie gegründet, alles wirkt sehr vertraut miteinander. Doch gleichzeitig schwebt plötzlich diese Furcht mit, dass alles um uns herum fragil und vergänglich ist.
Genau. Jeder von uns versucht etwas festzuhalten, was einem wichtig ist, doch am Ende rieselt uns das Leben durch die Hände.

Was hat sich zwischen „Holding“ und „Close to home“ für dich verändert?
„Holding“ habe ich innerhalb der drei Sommermonate Juni, Juli und August gemacht. Und es war für mich ein Sommer, in dem ich nach etwas gesucht habe, an dem ich mich festhalten kann. Ich hatte einen neuen Job auf dem Land und musste deshalb weg von meiner Familie und meinen Freunden ziehen. Außerdem wurde ich gerade von meinem Freund verlassen und das fühlte sich auch nicht gut an. Ich habe mich gefragt, warum Menschen immer die Nähe anderer suchen und warum man nicht auch allein stark sein kann. Warum brauchen wir dieses Beziehungs-Ding, warum ist das so wichtig? Es gibt in dem Buch viele Fotos von Haut, aber sie ist nicht schön und du willst sie nicht berühren. Ich war sehr wütend, dass wir Menschen nicht stark genug sind, um allein zu sein. Es gibt darin auch die Fotos von Menschen, die ihre Hunde auf dem Arm tragen. Wer braucht wen? Und wer braucht es, gebraucht zu werden? Aber dann gab es dieses Geschenk in meinem Leben: Innerhalb von vier Jahren habe ich meinen Mann kennengelernt und wir haben drei Kinder bekommen. Aber wenn du nichts hast, hast du auch nichts zu verlieren. Und plötzlich hatte ich so viel Wunderschönes in meinem Leben und es hat mich erschrocken, dass ich all das verlieren könnte. Ich denke, dass sich viele Menschen darin wiedererkannt haben.

Der Titel „Holding“ stammt eigentlich aus der Psychotherapie, oder?
Genau. Er bedeutet, dass jedes Kind das Recht auf ein liebevolles und fürsorgliches Umfeld hat, damit es mit dem Gefühl von Sicherheit, aber auch von Grenzen aufwächst. Kinder, die so aufwachsen, können später besser mit Ablehnung umgehen, weil sie wissen, dass sie einen Ort oder Menschen haben, bei denen sie sich aufgehoben fühlen. Und genau darum ging es in diesen drei Monaten, in denen ich nach meinem persönlichen „Holding“ gesucht habe.

Du sprichst sehr universelle Gefühle und Bedürfnisse an.
Das ist sehr wichtig. Ich mache Fotos von meiner Familie – es ist im Grunde nichts anderes als ein Familienalbum. Und meine Familie ist nicht interessant: Wir sind nicht berühmt und haben nichts Besonderes. Aber: Wenn ich es schaffe, ein Foto zu machen, das für alle Menschen Bedeutung haben kann und das etwas über das Kind in uns erzählt, dann ist es

ein gutes Bild. Das ist es, was ich versuche, zu machen.

Jetzt hast du dein neues Buch „When everything changed“ veröffentlicht und tatsächlich hat sich sehr viel verändert. Es fängt schon damit an, dass du nicht mehr mit der Hasselblad fotografierst.
Nein, ich konnte es einfach nicht mehr, weil ich so viele Kinder und Taschen mit mir herumtragen musste, so dass ich auf eine schnellere digitale Spiegelreflexkamera umgestiegen bin. In der Mitte des Buches habe ich außerdem Fotos eingebaut, die ich mit meiner alten, schlechten iPhone-Kamera geschossen habe. Ich musste sehr schnell sein und es sind keine schönen Fotos.

Deine Arbeiten sind immer sehr persönlich, aber „When everything changed“ ist vielleicht noch persönlicher, weil es so konkret ist: Es geht darum, dass dein drittes Kind, Sam, Autist ist. Er kann bis heute nicht sprechen, er vermeidet Blickkontakt zu anderen Menschen und weint und schreit sehr viel. Das Buch zeigt, wie ihr als Familie damit umgeht. Wir sehen Sam fast immer nur von hinten und für sich allein. Vor allem aber gibt es in dem Buch auch Text. Es sind Dialoge zwischen den Familienmitgliedern und gerade sie machen alles wahnsinnig konkret, weil die Dinge beim Namen genannt werden.
Sie sind scharf wie ein Messer. Und brutal.

Warum hast du den Text genutzt? Weil die Fotos allein nicht ausreichen?
Ja, etwas in die Richtung. Bei uns herrschte regelrechtes Chaos wegen der Situation. Ich fotografierte alles und jeden Tag, speicherte die Fotos auf meinem Computer – und wusste nicht, was ich damit machen soll. Ich war sehr müde deshalb und suchte nach einer neuen Sprache oder zumindest nach einer neuen Stimme. Vieler meiner Kollegen haben mit dem Filmen angefangen, aber das ist technisch so aufwändig und teuer, das hat mich davon abgehalten. Aber wenn du schreibst, brauchst du nur einen Stift. Ich brauchte dringend neue Inspiration und eine Pause von meinem Job als Schulleiterin. Ich habe ein Stipendium des Swedish Author's Fund bekommen und damit einen Literaturkurs an der Uni besucht. Was ich am Drama mag ist, dass ich lesen kann, was die Personen sagen, aber nicht, was sie denken. Und sehr oft sagt man etwas, obwohl man eigentlich was anderes meint. Besonders dann, wenn man mit jemanden streitet, den man liebt. Das mag ich sehr. Und das gleiche gibt es in der Fotografie. Du siehst keine Bewegungen, die riechst nichts, du hörst nichts – du musst alles selbst füllen.

Wie hat deine Familie darauf reagiert? Sie ist ja immer ein Teil deiner Arbeit, aber noch nie war sie ein so wichtiger Teil.
Alles, was wir uns als Paar gesagt und vorgeworfen haben, kreiste weiterhin in meinem Kopf. Ich habe schlimme Sachen gesagt, mein Mann hat schlimme Sachen gesagt – wie können wir damit umgehen? Unter der Dusche kam mir die Idee: Ich schreibe es einfach auf. Also habe ich mich hingesetzt und innerhalb eines Tages alles aufgeschrieben, was wir uns in den sechs schlimmsten Monaten dieser Phase gesagt haben. Erst indem ich es aufgeschrieben habe, hatte ich den Abstand und sah, dass mein Mann Gutes für die Familie wollte. Und ich wollte es auch. Wir hatten nur unterschiedliche Arten, damit umzugehen. Und als ich es las, konnte ich ihm vergeben. Dann habe ich es ihm gezeigt. Ich war total nervös, aber er las es sich durch. Manchmal lachte er, dann hatte er Tränen in den Augen. Und dann sagte er: „Genau so war es! Ich weiß es wirklich zu schätzen, dass es hier keinen Guten und keinen Bösen gibt.“

Das bedeutet, dass die Dialoge in dem Buch alle echt sind.
Ja.

Dennoch umgehst du eine direkte Zuschreibung, indem du die Personen nicht beim Namen nennst. Sie heißen zum Beispiel „The Man“, „The Woman“ und „The Boy in the Bubble“.
Ja. Mein Wunsch ist es, dass es nicht nur meine Geschichte ist, sondern dass es auch die Geschichte von anderen sein könnte und dass sie sich darin wiederfinden.

Anna Clarén: „When everything changed“, Verlag Max Ström, 104 Seiten, ca. 21 Euro